

Auf den Spuren grosser Männer : [Teil 1]

Autor(en): **E. G.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizerische Lehrerinnenzeitung**

Band (Jahr): **12 (1907-1908)**

Heft 4

PDF erstellt am: **11.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-310573>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

„Ja, ich war innig erfreut und bewegt am 14. Juni.“

„Sie wollen dafür arbeiten, dass das Frauenstimmrecht allgemein wird?“

„Selbstverständlich! Nun kann und soll denen geholfen werden, die diesmal zu kurz kamen.“

„Sie sind Politikerin, Frau Krog, eifrige Anhängerin der Linken?“

„Ja, ich habe immer mit der Linken gehalten und zu deren Kreise gehört.“

„Sie sind in der Gemeindeverwaltung?“

„Ja, als Suppleant bin ich darin gewesen, seit wir das Gemeinde-
stimmrecht erlangten. Bei der letzten Wahl wurde ich erster Suppleant und
bin ungefähr zu jeder Versammlung einberufen worden.“

„Lieben Sie dies?“

„Die Beschäftigung mit diesen Dingen interessiert mich sehr. Aber
es braucht Zeit, mit dem besonderen Fachstil vertraut zu werden.“

„Sie werden in Trondhjem an der Landesversammlung des National-
rates teilnehmen?“

„Ja, ich bin Repräsentantin des Frauenrates von Christiania.“

„Wie werden Sie Ihr 25jähriges Jubiläum feiern?“

„O, ich werde es wohl gemeinsam mit meinen Maturitätskameraden
auf die gebräuchliche Art feiern. Es wird doppelt fröhlich sein für mich,
da mein ältester Sohn in diesem Jahre Student geworden ist.“

„Ihre älteste Tochter wird wohl auch die Maturität machen?“

„Ja, ich möchte es gerne, aber ich lasse ihr volle Freiheit.“

„Nun sage ich Ihnen schönen Dank, Frau Krog; Ich werde Ihnen
auch zum 50. Jubiläum einen Besuch machen. Vorläufig auf Wiedersehen
in Trondhjem!“

Dagny Bang.

Auf den Spuren grosser Männer.

E. G.

Das Ziel der Sehnsucht für jeden Natur- und Kunstfreund ist Italien. Selten denken wir daran, die Stätten aufzusuchen, wo deutsches Geistesleben und deutsche Dichtkunst geboren wurden. Denn was sich nicht in Stein und Erz, sondern im beflügelten Wort offenbart, brauchen wir nicht im fremden Lande zu suchen, es kommt zu uns in unsre stille Stube und ist unser zu jeder Zeit und an jedem Ort. Und doch lohnt es sich, einmal den Flug in jene Gegenden Süd- und Mitteldeutschlands zu nehmen, wo wir auf Schritt und Tritt die Spuren von Dichtern und Denkern treffen, deren Werke von Jugend an unser inneres Leben erhoben und erleuchtet haben. Statt deshalb wie andere, voll Sehnsucht nach der Pracht des Südens und seinen unsterblichen Kunstschätzen, nach Italien zu reisen, benutzte ich meine Ferientage, um die Orte

aufzusuchen, wo Schiller und Goethe ihre ewigen Werke schufen. Und ich habe es nicht bereut.

Meine erste Reisestation war Heidelberg, die vielbesungene Stätte der Wissenschaft. Doch lockte mich nicht so sehr die Alma mater, als das Schloss, an dessen Fuss mich nach kurzer Mittagsrast die elektrische Bahn trug. Auf stillen Wegen erreichte ich bald die Schlossterrasse und besichtigte pflichtschuldigst jedes Gelass, das dem Publikum zugänglich ist. Interessant von innen, wundervoll von aussen sind diese zum Teil ruinenhaften Bauwerke. Doch herrlicher noch ist die Totalansicht des Schlosses vom Scheffeldenkmal oder von der Nekarbrücke aus. Als Schweizerin war ich nicht nach Deutschland gegangen, um mich an landschaftlichen Reizen zu weiden. Allein der Anblick des üppig mit Laubbäumen bewachsenen Hügels, aus dessen dunkelgrünem Blättermeer die rötliche Pracht der Mauern auftaucht, vermag auch ein verwöhntes Auge zu befriedigen.

An einem der schönsten Aussichtspunkte des Schlosshügels, eingerahmt von rauschenden Baumwipfeln, das Antlitz dem Schlosse und der sich öffnenden Rheinebene zugewendet, steht die hochragende Statue Scheffels. Er war also der erste Dichterfreund, der mich auf meiner Reise begrüßte, und nirgends konnte mir sein Anblick lieber sein als hier, inmitten einer schönen Landschaft, in der Nähe romantischer Burgenherrlichkeit. Ich habe ihn später wiedergefunden, in nicht minder stimmungsvoller Umgebung. Am Fusse des Gickelhahn bei Ilmenau hebt sich auf einem Hintergrunde von dunkeln Tannen die erzene Büste Scheffels ab, hinausblickend ins grüne, waldige Tal. Der hohe Steinbau, auf dem sie steht, trägt eine Verstaffel mit den ergreifenden Worten aus den „Bergpsalmen“:

„Landfahriges Herz, in Stürmen geprüft
Im Wettkampf erhärtet und oftmals doch
Zerknittert von schämigem Kleinmuth,
Aufjauchze in Dank
Dem Herrn, der Dich sicher geleitet!
Du hast eine Ruhe, ein Obdach gefunden,
Hier magst Du gesunden!“

In der Umgebung des Heidelberger Schlosses, in einem der schönsten Teile des Parkes, fand ich noch ein anderes literarisches Memento, nämlich eine Steintafel, die uns daran erinnert, dass Goethe hier, lustwandelnd mit der geistvollen Marianne Willemer, eines späten, schönen Glückes genoss. Dem Eindruck, den die schattigen Kastanienbäume dieses herrlichen Ortes auf ihn machten, haben wir das hübsche Gedicht zu verdanken:

„An vollen Büschelzweigen,
Geliebte, sieh' nur hin!
Lass' Dir die Früchte zeigen,
Umschalet, stachlich grün.

Sie hängen längst geballet,
Still, unbekannt mit sich;
Ein Ast, der schaukelnd wallet,
Wiegt sich geduldiglich.

Doch immer reift von innen
Und schwillt der braune Kern;
Er möchte Luft gewinnen
Und sah' die Sonne gern.

Die Schale platzt und nieder
Macht er sich freudig los;
So fallen meine Lieder
Gehäuft in Deinen Schoss.“

Kuno Fischer, der jüngst verstorbene Philosoph und Faustinterpret hat an dieser geweihten Stelle am 150jährigen Geburtsfeste des Dichters seine Goetherede gehalten. Gewiss war das zu solcher Feier der wundervollste Ort, den man sich denken kann. Und doch, beinahe schade drum! Die herrlichen Gestalten Goethes und Mariannes werden durch den Gedanken an die opfernde Menge gewissermassen daraus verscheucht und verdrängt. Man möchte sich die schöne, grüne Terrasse mit dem Ausblick auf die alte Stadt und den Neckar und der ruinenhaften Umrahmung lieber ewig still und einsam denken, nur belebt von den Schatten Suleikas und Hatems.

Noch näher kommen wir Goethe in Frankfurt, oder wir glauben wenigstens, ihm näher zu kommen. In Wirklichkeit hat nichts in der Stadt, wo er geboren, wo er seine Kindheit verbrachte, mir einen so tiefen Eindruck gemacht, wie die Steintafel auf der Heidelberger Schlossterrasse. Es fehlt in der lärmenden Stadt die stimmungsvolle Umgebung. Und wenn auch das alte Goethehaus an einer stillen Gasse steht, die Banalität und das Getriebe der Menschen begleitet uns hinein in die Räume, wo Goethe das Licht der Welt erblickt, wo er als Knabe sein Wesen trieb, wo sein strenger Vater und seine lustige Mutter schalteten und walteten. Denn nicht allein und ungestört kann man die alten Stuben durchwandern, ein ganzer Tross von neugierigen Menschen begleitet uns, und die Erklärungen des Führers, die mit Anekdoten aus Dichtung und Wahrheit gespickt sind, stören jede stille Betrachtung. Überhaupt diese Führer! Ich habe sie stets, in allen Dichtermuseen und Dichterhäusern als notwendiges Übel empfunden. Einige fühlen sich als der grossen Männer Statthalter auf Erden und reden zu uns in wichtigem, beinah feierlichem Tone, andere zeigen das alte Gerümpel mit gleichgiltiger, ja skeptischer Miene.

Vom Goethehaus habe ich also, dank der unvermeidlichen Gesellschaft von Führer und Publikum, keinen tiefen, bleibenden Eindruck mitgenommen. Dass es ein gediegenes, altes Patrizierhaus war, davon habe ich mich überzeugt, auch davon, wie unendlich einfach damals die Wohnräume der wohlhabenden Bürger aussahen im Vergleich zu den Salons und Boudoirs unserer begüterten Bourgeoisie. — Unmittelbar hinter dem Goethehaus befindet sich noch ein Goethemuseum, in dem eine ganze Menge interessanter Dinge, die mit des Dichters Leben und Wirken in Beziehung stehen, ausgestellt sind: Handschriften, Gemälde, Illustrationen, Büsten usw. Wer Zeit hätte, könnte da seine literarhistorischen Kenntnisse bereichern und durch Anschauung klären und beleben.

Ich selber konnte nur einen flüchtigen Blick werfen auf all die Andenken an Goethe, die mir teilweise wie liebe, alte Bekannte vorkamen, dann musste ich die stille Gasse verlassen und sah mich bald wieder ins moderne Stadtge-

triebe versetzt. Mitten in dem Marktgewimmel steht, wie ein Fremdling aus einer andern Welt, Schiller. Schiller ist der richtige Denkmalsmann. Nicht alle grossen Männer eignen sich gleich gut dazu, als Statue ewig gleich auf die Nachwelt herunterzublicken. Scheffel z. B. hat wohl eine flotte Figur, aber in seinem Gesicht liegt etwas, ich möchte beinah sagen Gewöhnliches, allzu Irdisches, das, in Erz gegossen, nicht besonders gut aussieht. Schiller dagegen ist auch als Standbild der verkörperte Idealist, in dessen Haltung und Miene ein Streben nach oben sichtbar ist, das den Betrachter ergreift und erhebt. Aber ich hätte der Schillerstatue einen andern, stillern, würdigeren Platz anweisen mögen. Welch ein Gegensatz! Diese nach Gewinn und Genuss hastende Menge unten, und oben auf dem Sockel der himmelanstrebende Mann. Soll er vielleicht als Wegweiser und Mahner dort stehen? Ich glaube kaum. Denn der grosse Haufe beachtet ihn nicht, und die wenigen Betrachter, die zu ihm aufblicken, haben Mühe, einen ruhigen Standort zu gewinnen, so dass es ihnen unmöglich ist, einer andächtigen Stimmung Raum zu geben.

So hat mir Frankfurt keinen einzigen, reinen, schönen Eindruck gegeben, wie etwa Heidelberg, und etwas enttäuscht setzte ich meinen Wanderstab weiter.

Den kleinen Städten Weimar und Eisenach blieb es vorbehalten, mir die Heidelbergerstimmung wiederzugeben. Eisenach ist, gleich wie die Nekarstadt, in einer reizenden Landschaft gelegen. Zwar fehlt hier der breite, glänzende Fluss, dafür aber ist die Hügelumrahmung noch schöner. Sogar Schluchten findet man in unmittelbarer Nähe der Stadt, nicht vergleichbar unsern Juraschluchten oder gar der Aareschlucht, aber herrliche, moosbewachsene Felsenspalten, durch die ein kaum meterbreiter Weg führt. Und über dem freundlichen Städtchen und den vielen schönen Villen thront stolz und herrlich die Wartburg.

Eisenach wimmelt von historischen und literarischen Erinnerungen, vor allem aber ist es Lutherstadt. Hoch ragt auf dem Karlsplatz die imponierende Gestalt des Reformators, von Donndorfs Künstlerhand geschaffen. Auch ein Lutherhaus gibt es natürlich in Eisenach, wo, wie Meyers Reisehandbuch vorsichtig berichtet, der junge Luther bei Frau Cotta gewohnt haben soll. Dass es nicht das echte Lutherhaus ist, sagt man der Eisenacher Jugend in der Schule; aber der Fremde lenkt doch seine Schritte dorthin, lässt sich Luthers Schlafgemach zeigen und betrachtet es mit einem andächtigen Schauer. Obschon ich wissend war, ging ich auch hin, denn, ob nun die Reliquien in diesem oder jenem alten Hause aufbewahrt sind, ist im Grunde gleichgiltig. In Jerusalem besuchen die Pilger auch die heiligen Stätten, die die fromme Nachwelt zu solchen bestimmt und als solche geweiht hat. Besonders wehevoll ist's nun im Lutherhause nicht. Im Erdgeschoss hat man eine altdeutsche Trinkstube eingerichtet, in der man den Besucher erst eine geraume Zeit warten lässt, wohl in der Hoffnung, er werde sich für die kommende Besichtigung stärken. Es liegt da auch ein Fremdenbuch auf, aus dem man ersieht, dass Leute aus aller Herren Länder sich das unechte Lutherhaus ansehen. Interessant sind die Wände der Trinkstube. Szenen aus Luthers Leben schmücken sie, und seltsam nimmt es sich aus, dass unmittelbar unter der Darstellung der Ankunft Luthers auf der Wartburg — der blasse Mönch steht im Fackelscheine, umgeben von wilden Kriegsgesellen im Burghof — gross und deutlich zu lesen steht „Frische Fleischbrühe“ und „Bester Moselwein“. Man kann sich mit dieser Trinkstuben-Introduction nur versöhnen, wenn man an den Luther denkt, der das Wort gesprochen: „Wer nicht liebt Wein, Weib und Gesang, der bleibt ein Narr sein Leben lang.“

Freilich ist auch das heutzutage kein Milderungsgrund mehr, da ja dieser Anspruch, wie uns die Abstinenten versichern, gar nicht von Luther herkommen soll. Aber zum unechten Lutherhaus passt der unechte Spruch.

Nach langem Warten wurde ich endlich in die Räume geführt, die Luther beherbergt haben. Gleich im Anfang belehrte uns unsre Führerin, dass dieses Stockwerk abgebrannt, aber ganz gleich wieder aufgebaut worden sei, und um uns über die herbe Enttäuschung hinwegzuheifen, zeigte sie uns ein wurmstichiges Holzstück, das noch aus dem alten Türpfosten gerettet worden sei. Natürlich wurde diese Reliquie mit besonderer Ehrfurcht von uns betrachtet. Die zwei Lutherstuben, namentlich das Schlafgemach, zeichnen sich durch Kleinheit aus. Sie sind angefüllt mit alten Bibeln, Handschriften, Bildern und andern Andenken an Luther, die meinem Gedächtnis entschwunden sind.

Das herrlichste und unzweifelhaft echte Andenken an Luther ist die Wartburg. Hier hat er im rebenumwachsenen Ritterhaus in einem engen Stübchen mit weitem Ausblick auf die Thüringer Hügellandschaft ein Jahr lang als Ritter Jörg gewohnt und an der Bibelübersetzung gearbeitet. Heute sieht der Besucher dort noch die ausgehöhlte Stelle, wo der berühmte Tintenleck einst war. Fromme Pilger haben jede Spur davon vertilgt, um ein heiliges Mauerbröcklein oder einen Balkensplitter mit sich fortzutragen. Auch der Holzrahmen über dem Bette Luthers ist total weggeschnitzelt worden, und heute hat man den neuen Rahmen mit Eisenblech beschlagen, damit er vor den Messern der Besucher geschützt sei. Und man sage noch, dass nur in katholischen Landen Reliquienverehrung herrsche!

Doch nicht nur Luthers wegen wird die Wartburg besucht, obschon das bescheidene Stübchen des Reformators ein Hauptziehungspunkt ist und gleichsam als Dessert zuletzt gezeigt wird, sondern es sind da herrliche alte Fürstensäle zu sehen, die für Kunstliebhaber und Historiker gleich interessant sind. Und hier traf ich zum erstenmal auf meiner Reise, neben den Spuren grosser Männer, auch die Spuren einer grossen Frau, der heiligen Elisabeth. Ihr kurzes Leben — sie starb 24 Jahre alt — hat sich durch Werke der Barmherzigkeit der Nachwelt auf ewig einprägt. Sie war eine Fanatikerin der Menschenliebe, das Ideal christlicher Hingebung. Sieben Fresken von Moritz Schwind zeigen uns die Werke ihrer Barmherzigkeit und auch den Lohn, den sie dafür von dem harten Heinrich Raspe empfing, die Vertreibung von der Wartburg. Ihre Kemenate ist ein düsteres Gemach, dessen gewölbte Decke jetzt von bunten Mosaiken strahlt, wenn Licht angezündet wird. Sie ist jüngst restauriert worden und dient der grossherzoglichen Familie als höchst eigenartiger Salon.

Sehr interessant war mir der berühmte Sängersaal. Was man im Theater in mehr oder weniger getreuer Nachahmung von Holz und Pappe zu sehen gewohnt ist, tritt uns hier als herrliche Wirklichkeit entgegen, und umrahmt von den steinernen Fenstersäulen und Bogen bietet sich unserm Auge die lieblichste Thüringer Hügel- und Waldlandschaft. Auch das wundervolle Freskogemälde von Schwind, das den Sängerkrieg auf der Wartburg darstellt, erinnert an den „Tannhäuser“, obschon Wagner die Szene etwas verändert auf die Bühne gebracht hat.

Ich verliess die Wartburg mit ihren historischen und künstlerischen Erinnerungen, und den herrlichsten Waldpfad hinunterschreitend, traf ich auf die Ansiedlung eines lieben, alten Bekannten, Fritz Reuters. Still liegt sie da, einge-

bettet zwischen grünen Hügeln, niederblickend auf einen lieblichen Talgrund, aufblickend zu der stolzen Burg der Landgrafen, die weisslich schimmernde Villa mit ihren Säulen und ihrem flachen Dach, wie ein Gast aus Italien. Einst wurde ihre Türglocke nicht müde, Besucher anzumelden, die den beliebten Dichter in seiner Ruhe störten. Jetzt noch steht auf der kleinen Tafel unter der Glocke: „Dr. Fritz Reuter. Bis Mittag nicht zu sprechen.“ Heute bimmelt sie nur hie und da, wenn ein Fremder Einlass begehrt, um die Wohnräume des Verstorbenen zu besichtigen. Die Reutervilla ist nämlich, wie das Goethehaus, dem Publikum geöffnet und zum Reutermuseum geworden. Auch hat hier ein anderer, noch Grösserer, eine Erinnerungssätte gefunden, Richard Wagner. Die Andenken an diese zwei so verschiedenen Geister sind also friedlich unter einem Dach versammelt. Doch tritt uns natürlich Reuters Gestalt lebendiger entgegen, da wir die Räume durchwandeln, die er bewohnt: Sein Arbeits- und sein Sterbezimmer. Auch hier wird Reliquiendienst getrieben, indem, sorgfältig unter einer Glasglocke geborgen, die letzte Medizin Reuters, Fläschchen, Löffel und Pillenschachtel, aufbewahrt und dem staunenden Beschauer vorgewiesen wird.

Abgesehen von den langen Tabakspfeifen, die neben dem Schreibtisch im Arbeitszimmer prangen, findet man in der eleganten Villa mit den modern eingerichteten Räumen nichts Charakteristisches für den Mecklenburger Dichter. Da hat die Neuzeit mit ihrem Luxus schon nivellierend eingegriffen, und die Reuterstuben sehen nicht viel anders aus, als die Räume jedes andern gutsituierten Schriftstellers der Gegenwart.

Ausser den Ansichtspostkarten, die in jedem Dichterhause zum Verkauf ausgedient werden, kann man sich hier einen Reuterkalender zulegen, der als Haupt- und Glanznummer die Aufzeichnungen Luise Reuters aus der Eisenacherzeit enthält. Der Dichter musste sein liebes Mecklenburg verlassen und sich seiner schwer erschütterten Gesundheit wegen im waldreichen Thüringen ansiedeln, wo er mit der Gattin eine zweite Heimat fand. Hier in Eisenach genoss er die Zeit seiner grössten Popularität — und er war gegen Huldigungen durchaus nicht unempfindlich, liess sich nur zu sehr von Besuchern überlaufen und aufregen — hier genoss er die Früchte seines Schaffens, bestehend in der Liebe und Verehrung der Mitwelt und in einem sicher gegründeten Wohlstand, der ihm erlaubte, das Miethaus (ein im Schweizerstil gebautes Haus, das auch noch in Eisenach zu sehen ist) zu verlassen und seine Renaissancevilla zu erbauen. Aber hier auch kämpfte er schwer und immer schwerer mit dem zunehmenden körperlichen Leiden, kämpfte seine treue Gefährtin mit dem grauen Gespenst der Sorge um sein Leben. Und hier schloss er, von Tausenden betrauert, seine müden Augen am 12. April 1874 und wurde auf dem Friedhofe in Eisenach bestattet. Ich habe sein Grab nicht besucht.

Vom Wagnermuseum, das in den obern Räumen der Reutervilla untergebracht ist, will ich nicht berichten, da mein Blick nur flüchtig über die Büsten, Bilder und Handschriften hinwegeilte. Ich war des Schauens müde und ausserdem überzeugt, dass nur ein zeitraubendes Studium aller Einzelheiten einigen Gewinn bringen könnte. Mich aber zog es jetzt hin zum Hauptziel meiner Reise, nach Weimar.

(Fortsetzung folgt.)
